

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 11

Artikel: Glück aus der Perspektive
Autor: Pissecker, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erregenden «Gespaltenen Steins», dann wieder auf dem windumsungenen Gratkamm des Mont Austère, der sonst von allen Vierbeinern, mit Ausnahme flüchtiger Gemen, gemieden wird. Fast wollte es scheinen, als ob sich der Mann und seine Begleiterin diese entlegenen Orte mit Vorbedacht erwählt hätten, um auf jene vornehme und unauffällige Art, die ihnen beiden eigen war und die sie einander befreundete, der Neugier der vorlauten Menschen zu entinnen.

Jean de la Soye und Clochette — von spitzen Zungen auch kurzerhand «Der Vagabund und seine Tochter» genannt — gefiel sich immer wieder in der Rolle eines Bewunderers der stummen Welt. Stundenlang konnte er scheinbar bewegungslos vor einer Rinde Holz verharren, dem Zug der Wolken oder der Vögel folgen oder sich aus einem Kerbelschaft oder einem Stück Rosenholz eine Hirtenflöte schneiden, auf der er dann zage Weisen vom Hügel ins Dorf hinabstreute; aber das war dann — nach seinen eigenen Worten — schon zuviel «Menschlichkeit» (wir würden sagen zuviel Aktivität), seiner Meinung nach viel zu viel. Und wenn es Nachbarn gab, die ihm dieses Leben eines Halbgotts neideten und ihn darob belächelten, so wies er mit der ganzen Gewalt und Ueberredungskunst, dessen sein Geist fähig war, gegen den Himmel und meinte: «Jener, der dort oben hoch über den Wolken und allen Kleinlichkeiten thront, er feiert auch. Glaubt ihr wohl, er liesse euch gewähren, glaubt ihr wirklich, dass es immer wieder Kriege und Auflehnungen und Morde und Ungechtigkeiten gebe auf Erden, wenn nicht auch er dort oben in aller Ruhe auf seiner Hirtenflöte bliese? Nein, nein, glaubt mir, Freunde, er hat nichts mit euren irdischen Wünschen, Zweifeln und Händeln zu schaffen, er bleibt der hohe Herr, der in aller Ruhe auf seiner Himmelsflöte bläst, der gelassen und treu die Wolkenschafe hütet.»

«Fügen, Gehorchen, Sich-Einordnen», fuhr Esmard in seiner Rede fort, «das sind die Worte, die jene dort unten ständig im Munde führen. Sich-Fügen, Gehorchen, Ordnen — gewiss. Aber ich meine, es müsste aus innerster Neigung geschehen und ohne den leisesten Zwang der Zuchtrute der Liktoren, die ja auch immer zugleich die öffentlich bestellten Possenreisser und Pharisäer, die Nickemänner und Schönredner und die Bauchdiener von Profession sind.»

Auf Esmards Stirne hatten sich — wie er so sprach — zwei tiefe, senkrecht eingegrabene Furchen gezeigt. Eine Weile blieb er ganz auf sich

selbst zurückgefaltet, in seine eigenen Gedanken und Erinnerungen versunken. Ueber seinen Körper lief ein vernehmbares Zittern, das bis in die Fingerspitzen brandete und die Gläser leise zum Erklirren brachte.

«Was stehst du immer auf und schimpfst und beklagst dich», meinte ein stämmiger Arbeiter der Dixence. «Geniesse den Tag, Esmard. Erfreue dich des Lichtes in den bärtigen Lärchenwipfeln. Und geniesse vor allem die Freiheit in einem Land, in dem noch die Nacht schöner und geheimnisvoller ist als an andern Orten der strahlende Morgen.»

Walter Pissecker

GLÜCK AUS DER PERSPEKTIVE

Conny Evans nahm das Leben immer von der besten Seite. Er war ein schlichter Hausbursche, der sich für die Dollars, die er im Jahr verdiente, höchstens ein Fahrrad ersparen konnte. Ein Freund nannte ihn einmal den hässlichsten Mann des Kontinents, die Kinder liefen zu ihren Müttern, wenn sie ihn sahen. Doch niemand war lebensfroher als Conny.

Conny stand in den Diensten von Mr. Morris. Dem Hauptaktionär der Metallwarenfirma Morris & Morris. Sein Chef war Millionär und gab dem Nachtklubportier dreimal soviel Trinkgeld als er Conny Monatslohn gab. Aber der Hausbursche kannte keinen Neid. Er hatte seine eigenen Anschauungen über Reichtum und einen Freund, dem er dies darlegte.

«Du, John», sagte Conny, «ich möchte nicht der alte Morris sein. Es gibt nichts Schlechteres als reich zu sein. Nicht nur, dass Geld einen Menschen kalt, hartherzig und brutal macht, es ist auch zu

gefährlich. Da sitzt der alte Morris in seinem Schaukelstuhl und hat Angst, dass ihm einer von seinen Erben eine vergiftete Torte zum Geburtstag schickt. Mörder lauern jeden Tag und jede Nacht auf einen Mann wie ihn. Auf mich lauert keiner. Geld macht Sorgen. Ein reicher Mann denkt nur an sein Geld. Wie wird er es vermehren, wie wird er es beschützen, wie lange wird es reichen? Wenn ein reicher Mann nur an sein Geld denkt, wird er schön langsam wahnsinnig oder bekommt sonst einen Klaps. Die Leute, die ihn einmal beerben sollen, lassen ihn entmündigen und sperren ihn in den Keller, wo er langsam dahinsiecht. Oder sie geben ihn in eine Irrenanstalt, wo er auch qualvoll stirbt. Seine Frau betrügt ihn inzwischen mit sämtlichen Männern in ihrer Nähe, denn sie hat ihn nur wegen des Geldes genommen. Warum aber würde mich eine Frau nehmen, John?»

«Ich weiss es nicht», sagte John.

«Dummkopf», sagte Conny, «du spielst auf mein Aeusseres an. Schönheit, Schönheit! Was ist das schon? Es ist das Schlechteste, was einem passieren kann, schön zu sein. Nehmen wir an, ich wäre ein schöner Mann. Wenn ich schön wäre wie Tyrone Power, so käme eine Filmgesellschaft und würde mich engagieren. Ich aber wäre ein schlechter Schauspieler und dürfte bei einem elenden Lohn nur statieren. Mitunter müsste ich Betteln gehen, weil ich schwere Arbeit nimmer leisten könnte. Aus Verzweiflung würde ich Säufer werden. Ein Wrack läge in einem Strassengraben und fiele der öffentlichen Fürsorge zur Last. Jetzt sage selbst: Was ist Schönheit?»

«Das Schlechteste, das es gibt», sagte John.

«Nein», sagte Conny, «das Schlechteste ist der Geist, den ein Mensch haben kann. Ich meine, viel Geist.»

«Wie willst gerade du das entscheiden?» fragte John und verzog sein Gesicht.

«Dummkopf», sagte Conny, «das weiss jeder. Was macht ein Mann mit Geist? Er sitzt den ganzen Tag hinter seinen Büchern, bis er fast blind ist. Er hat eine Frau, die er bei seiner Hochzeit nur kurz sah und die den ganzen Tag nichts anderes macht, als versucht, ihn um seine Vermögen zu bringen. Zwischendurch betrügt sie ihn mit ein paar jungen Studenten, die zu ihrem Gatten lernen kommen und dabei ihr Boudoir durchheilen müssen. Der Mann mit Geist wundert sich, dass ein Sohn von ihm rotes Haar und riesig viele Sommersprossen hat. Er schreibt an einem grossen Werk über Pig-

mentflecken, denkt aber nicht, dass der Student Raffley, der vor einiger Zeit bei ihm studiert hatte, auch so viele Sommersprossen und rotes Haar hatte. Wenn die Kinder erwachsen sind, sind sie natürlich alle stockdumm, aber raffiniert genug, ihrem Vater das Geld auf infame Weise herauszulocken. Sie bringen ihn an den Bettelstab, und der Alte wandert einsam durch die Strassen der Stadt. Nun, John, was ist Geist?»

«Das Schlechteste, was ein Mensch besitzen kann.»

«Dummkopf», sagte Conny, «das Schlechteste ist eine Frau. Je schöner, desto schlechter, denn desto egoistischer und herrischer. Bevor sie dich hat, ist sie schön, charmant und klug. Wenn sie dich hat, läuft sie den ganzen Tag unfrisiert herum, und nur wenn sie allein ausgeht, macht sie sich schön. Sie keift dauernd mit dir herum und belästigt dich mit den läppischsten Fragen. Ist sie ehrgeizig, so hetzt sie dich von einem Beruf in den anderen, bis du einen Nervenzusammenbruch erleidest, sie jagt dich weiter, weil sie heute einen Nerzmantel braucht und morgen ein Auto. Endlich hast du ein schönes Geschäft beisammen, glaubst, du kannst dich jetzt ausruhen. Falsch geraten! Sie nimmt deine gesamten Ersparnisse, die sie mit verdammenswertem Raffinement an sich gebracht hat, und geht mit deinem Geschäftsführer durch. Du aber, du Nervenbündel, bleibst zurück und hast nicht einmal die Kraft, dir allein eine Zigarette anzuzünden.»

«O Conny», sagte John erschauernd, «wie soll man dann sein?»

«Dummkopf», sagte Conny weise lächelnd, «so wie ich.»

Ein halbes Jahr darauf gewann Conny den Haupttreffer in der Staatslotterie. Er war nur von dem Gedanken beseelt, sein Geld zu vermehren, und liess sich auf gewagte Börsenspekulationen ein, die sämtliche gelangen. Als er glaubte, genug Geld zu haben, ging er zu dem besten Kosmetiker der Staaten und liess sein Gesicht umarbeiten auf einen Typ à la Tyrone Power. Drei der berühmtesten Professoren verpflichtete er, um sich ein enormes Wissen beibringen zu lassen. Dann aber nahm er sich die schönste Frau, die gerade zu haben war.

«Conny», sagte sein Freund, «du bist ein Pechvogel, auf dich stürzt alles ein, was es im Leben Schlechtes gibt!»

«Du warst immer ein Dummkopf, John», sagte Conny schlicht, «und wirst immer einer bleiben!»